

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 6

Artikel: Die alten Mythen von den Menschenzeitaltern im Lichte der heutigen Anthropologie
Autor: Hopf, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die alten Mythen von den Menschenzeitaltern im Lichte der heiligen Anthropologie.

Von Dr. Ludwig Hopf, Stuttgart.

Eine der eigentümlichsten Vorstellungen, die, von Griechenland ausgehend, sich auch bei den Römern eingebürgert und Jahrhunderte lang gewissermaßen als Glaubenssatz eine Rolle im klassischen Altertum gespielt hat, ist die Lehre von den verschiedenen Menschenzeitaltern, die mit dem gottbegnadeten goldenen beginnen und mit dem unglückseligen eisernen aufhören. Als die älteste darauf bezügliche antike Urkunde darf die Dichtung „Werke und Tage“ des griechischen Dichters Hesiod bezeichnet werden, wenn auch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, daß Hesiod selber aus älteren Quellen, aus heiligen Priestergefangen und Volkstraditionen geschöpft hat. Der Dichter schildert zuerst die Entstehung der Götter in einer fortlaufenden Reihe von Zeugungen; aber nachdem Zeus, der Kronide, die unbestrittene erste Gewalt über Himmel und Erde erlangt hatte, dachte er daran, die Erde mit Menschen zu bevölkern, und so entstand durch seinen Willen das erste, nämlich das goldene Zeitalter, in dem die Menschen gleich wie die Götter lebten, frei von Sorgen das Gemüt, sicher vor Mühen und Ungemach. Warum aber dieser glückselige Zustand des ersten Menschengeschlechts, vergleichbar dem Paradiese der alten orientalischen Völker, ein Ende genommen hat, sagt uns Hesiod nicht; wir erfahren nur, daß die Menschen nach ihrem Hingang durch den Willen des Zeus die ehrenvolle Aufgabe erhielten, als lustige, unsichtbare Geister über den ferneren Menschengeschlechtern zu wachen.

Schon wesentlich geringer war das zweite, von Zeus erschaffene Menschengeschlecht, das silberne. Ein ganzes Jahrhundert brauchten diese Menschen, bis sie der Pflege der Mutter entwachsen waren, aber auch dann war ihr Tun ein verblendetes, den Unsterblichen unangenehmes, weil sie ihnen die schuldigen Ehren versagten. Sie mußten nach dem Beschluß der Götter von der Erde verschwinden und einem dritten Geschlecht weichen, dem ehernen, das in nichts dem silbernen gleich war. Eine eiserne Lanze führend, unnahbar in ihrer ehernen Rüstung, lebten sie in ihren ehernen Häusern, verschmähten das Bebauen des Ackers und endeten zuletzt durch gegenseitige Vernichtung ruhmlos in den schaurigen Tiefen des Hades. — Auf dieses dritte Geschlecht läßt Hesiod nicht das eiserne folgen, sondern schiebt eigentümlicher Weise ein anderes viertes ein, das nicht nach einem bestimmten Metall, sondern nach dem Charakter der neuen Erdenbewohner als Heroengeschlecht benannt ist. Es war gerechter und besser als die Erzmenschen, aber Kampf und Streit, namentlich um Theben und Troja, lichteteten gewaltig ihre Reihen, und die übrigen siedelte Zeus fern

von den Söhnen der Menschen an den Enden der Erde an, wo sie nun sorglos in der Ruhe der Seele auf den Inseln der Seligen wohnen. — Erst jetzt hat die Erde Platz für das fünfte, das eiserne Geschlecht, das weder bei Tag noch bei Nacht von Mühe und Kummernis ausruht, und dem die Götter noch schweren Gram senden werden, wenn nicht mehr Recht und Gesetz, sondern nur die rohe Gewalt herrschen und unter den Gliedern der gleichen Familie Treue und Glauben ausgelöscht sein wird. Dann wird Zeus dieses letzte Geschlecht von der Erde vertilgen.

Gehen wir näher auf diesen Mythos ein, so ist natürlich nicht daran zu denken, daß die Benennung der fünf Menschengeschlechter einzig und allein auf die Natur der Werkzeuge und Geräte zurückzuführen sei, deren sie sich während ihres Erdenlebens bedient haben. Dies würde nur auf das eiserne und eiserne Zeitalter zutreffen, während eine Arbeit des ersten und zweiten Geschlechts mit goldenen oder silbernen Geräten ausgeschlossen erscheint und das Heroengeschlecht nach keinem Metalle genannt ist. Die Lösung der Frage gelingt, wie in vielen anderen Fällen, am besten auf dem Wege der Vergleichung, und zwar finden wir einen ganz damit übereinstimmenden Stoff in der indischen Lehre von den vier Weltaltern (Yuga), wie sie im dritten Buche des Mahabharata beschrieben sind.

Da ist das erste Zeitalter des Krita das, in dem die Menschen den göttlichen Gesetzen in der vollkommensten Weise nachkommen, weshalb es damals keine Krankheiten, keine Abnahme der Sinne, keine Leidenschaften noch Schmerzen gab. Es war nur ein Streben, eine Sitte, eine Weise. Weil das Recht damals noch als Ganzes bestand, wurde dieses Krita-Zeitalter dem pedantischen Sinne der Indier gemäß zu $\frac{4}{4}$ berechnet. — Im zweiten Zeitalter, der Trêta, nimmt das Recht schon um $\frac{1}{4}$ ab; die Menschen sind noch gut, aber sie haben mancherlei Leidenschaften und Bestrebungen und tun das Gute nur, weil es Sitte und Brauch ist, vorzugsweise in Form des Opfers. — Wieder um $\frac{1}{4}$ geringer sind die Menschen des Dvâpara-Alters, bei denen die Lehrbücher bereits gespalten sind. Die Folgen sind mancherlei Krankheiten und Leiden, und endlich gehen diese Menschen zugrunde aus Mangel an Recht. — Im vierten, dem Kali-Alter, wo das Recht nur noch auf $\frac{1}{4}$ steht und die Ordnungen des Veda aufgehört haben, nimmt das Menschengeschlecht unter Sorgen, Hunger und Furcht ein Ende, aber nicht für immer, denn wenn die Weltalter im Kreislaufe wiederkehren, kehrt mit dem Rechte auch die Menschheit wieder zurück.

Der Unterschied zwischen dem altgriechischen Mythos und der altindischen Lehre liegt klar zutage. Dort werden die einzelnen Alter in bildlichem Ausdruck nach der stufenweisen Wertschätzung der Metalle, hier nach der Wertschätzung des göttlichen Rechtes aufgeführt; im griechischen

Mythus ist von dem, was nach Verschwinden des eisernen Geschlechts kommen wird, keine Rede, während die indische Lehre von einem ewigen Wechsel vergehender und kommender Alter spricht; der griechische Mythus endlich hat keinen einfachen Stufengang, sondern einen Wechsel absteigender und aufsteigender Geschlechter, die indische Lehre dagegen in starrer Folgerichtigkeit eine stufenweise fortschreitende Verschlechterung und Ausmerzung der Menschheit.

Beiden gemeinsam ist nur die indogermanische Grundanschauung, daß die Menschheit, bei ihrem Ursprung gut, eine erste Epoche der Vollkommenheit gehabt habe, während das letzte Geschlecht, das eiserne der Griechen, das Kali-Alter der Inder, von Grund aus verderbt, sich mehr und mehr seinem Untergange nähert. Von einer natürlichen Stufenfolge der Menschenperioden, wie wir sie jetzt kennen, ist nirgends die Rede. Das einzig anthropologisch Richtige in dem griechischen Mythus ist die Aufeinanderfolge des ehernen (bronzenen) und des eisernen Zeitalters.

Wie sollte es auch anders sein? muß jeder denken, der sich den mühseligen Werdeprozeß der modernen anthropologischen Forschung vergegenwärtigt. Und doch hat es auch schon im grauesten Altertum nicht an Überlieferungen gefehlt, die das gerade Gegenteil von der hesiodischen und indischen Lehre enthielten, Überlieferungen, nach denen der Mensch in der Urzeit nicht vollkommen und glücklich in jeder Beziehung, sondern, armseelig, hilflos und unglücklich gewesen sei und sich erst allmählich zu besseren Zuständen emporgeschwungen habe. Was ist es anders, als ein gewaltiger Fortschritt, wenn z. B. die hebräische Genesis den Tubalkain (= dem babylonischen Vulkan und = dem klassischen Vulkan) sich zu einem Meister in allerlei Erzarbeit entwickeln läßt! So fehlt es auch in den Überlieferungen der Phönizier und Babylonier nicht an Stimmen, die von einem anfänglichen Zustand der Wildheit reden, aus dem die Menschheit erst mit Hilfe der Götter oder besonderer Heroen zu höheren Zuständen emporkommt. Und ganz so läßt der Dichter Äschylos den gefesselten Prometheus sich rühmen, er habe die Menschen, die anfangs armseelig wie die Ameisen am Boden lebten, gelehrt, Feuer zu machen, den Acker zu bebauen, Tiere vor den Pflug zu spannen und feste Häuser zu gestalten. — Der neuplatonische Philosoph Porphyrius vollends kann geradewegs ein Vorläufer Darwins genannt werden, wenn er die Tiere für die nächsten Verwandten des Menschen erklärt, die mit ihm gemeinsamen Ursprung haben.

Um solche Anschauungen zu befestigen, bedurfte es nur noch der gewaltigen Ausdehnung des römischen Reiches, mit der Hand in Hand die Kenntniß der Völkerschaften ging, die noch im rohen Naturzustand lebten.

Keiner aber unter den klassischen Schriftstellern hat sich im Geiste

so in den Urfang des Menschengeschlechtes zu versetzen gewußt, wie der geistvolle Dichterphilosoph Lucretius Carus, ein Zeitgenosse Ciceros, in seinem Lehrgedicht „über die Natur der Dinge“. Weit entfernt, den Urzustand des Menschen für einen paradiesisch glücklichen zu halten, gelangt er auf Grund philosophischer Spekulationen zu der Ansicht, daß der Urmensch ein recht hilfloser roher Barbar gewesen sei, zwar rauh und von festem Gliederbau, aber noch ohne Kenntniß des Feldbaus, nur von wilden Früchten und dem Fleisch der erlegten Tiere lebend, die er mit Hilfe von Steinen und hölzernen Geräten überwältigte, wenn er nicht im Kampfe mit den wilden Bestien unterlag. Anfangs noch ohne Kleidung und ohne Feuer, lebte dieser noch sprachlose Urmensch tierartig dahin, hatte noch keinen Begriff von gemeinsamer Wohlfahrt, von Recht und Gesetz, bis er nach Erlangung der Sprache, des Feuers und der Kleidung das Bedürfnis nach einer selbstgefertigten Wohnung fühlte, ein Weib als Ehegenossin wählte und allmählich nach Gründung einer Familie zur Achtung der Stammes nächsten, zu Sitte und Recht gelangte. Als er dann endlich den Feldbau und die Viehzucht erlernt, zum Bearbeiten der Metalle (erst Bronze und später Eisen) übergegangen war und die Weiber das Weben von Stoffen erlernt hatten, war der Bann der früheren Barbarei vollständig gebrochen.

An diese altklassischen Anschauungen über die Urzustände der Menschheit können wir ungezwungen die ähnlichen Vorstellungen des uralten Kulturvolkes der Chinesen anschließen. Sie unterscheiden sieben Stufen, die die Menschheit ersteigen mußte, ehe sie überhaupt zur Kultur gelangte. Die erste Stufe ist die, da die Menschen noch nackt auf Bäumen oder in Erdhöhlen lebten und den Gebrauch des Feuers noch nicht kannten. Darauf folgt die zweite, in der sie ihre Blöße mit Blättern oder Rinden bedeckten. Erst auf der dritten Stufe gelangen sie zu Bekleidung mit Fellen; in der vierten erbauen sie Hütten aus Baumzweigen; auf der fünften wird der Gebrauch des Feuers durch Reiben von Hölzern erfunden; darauf folgt die sechste Stufe mit Herstellung von Werkzeugen; die siebente höchste Stufe endlich ist die, auf der schon Ackerbau und Viehzucht getrieben wird.

Die Stufenfolge dieser altchinesischen Vorstellungen ist eine so natürliche, unseren heutigen Vorstellungen nahekommende, daß wir berechtigt sind, uns ganz an den Wortlaut zu halten. Wären also unter den Werkzeugen, die die sechste Stufe nennt, schon metallene zu verstehen, so würde der verständige Chinese nicht ermangeln, dies besonders zu erwähnen. Da aber von Metall überhaupt keine Rede ist, so dürfen wir schließen, daß die ganze Stufenreihe sich bloß auf den ältesten Kulturzustand und zwar auf die Steinzeit in ihrem allmählichen Übergang von der paläolithischen zur neolithischen bezieht.

Solche verständigen Anschauungen aus alter Zeit, mögen sie auf dem Wege der Überlieferung oder des Nachdenkens gewonnen sein, können niemals verfehlen, uns Angehörige des naturwissenschaftlichen 20. Jahrhunderts ungemein angenehm zu berühren, um so angenehmer, als es noch gar nicht so lange her ist, daß die Idee von dem goldenen Zeitalter, von dem glückseligen Zustande der ersten Menschen noch in voller Blüte gestanden hat. Die klassische Periode der zweiten Hälfte des 18. und des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts mit ihrer Überempfindsamkeit und ihrem Schwelgen in Gefühlen der Freundschaft und Liebe war auch die Zeit des Schwärmens für das erste goldene Zeitalter. Ganz besonders war es Rousseau, der in allen seinen Schriften davon ausging, daß der Mensch von Natur aus gut und edel gewesen und erst durch fehlerhafte Erziehung und schlechte bürgerliche Verfassung der Länder böse und von Generation zu Generation böser geworden sei. Rousseau'scher Geist ist es auch, der den englischen Dichter Thomson befeelte, wenn er in seinem „Frühling“ von der ausschließlichen Pflanzennahrung des noch vom Blute unbefleckten, in heiteren Spielen dahinlebenden ersten Menschen singt.

Solche Ideen, begünstigt durch das Eintreten eines Naturforschers von der Bedeutung eines Cuvier, der sich mit Hand und Fuß gegen die Annahme eines fossilen Menschen sträubte, herrschten bis über das erste Viertel des 19. Jahrhunderts, bis sie durch die Forschungen des Franzosen Boucher de Perthes unbarmherzig zerstört wurden. Nachdem dieser die Gleichzeitigkeit des ersten Menschen mit den fossilen Höhlentieren und damit auch die Armseligkeit und Noheit seiner Existenz unwiderleglich bewiesen hatte, blieb die Verteidigung des ersten goldenen Zeitalters nur denjenigen übrig, die, wie der Erzbischof Whately und der Herzog von Arghle, von der Annahme des Gegenteils eine Beeinträchtigung des Glaubens befürchteten.

Auch in unserer Zeit fehlt es nicht an Leuten, die, ohne auf die Forschungsergebnisse zu achten, gerade das Gegenteil davon glauben. Von ihrem Vorurteil befangen, beharren sie auf der Vorstellung, daß alle die rohen Naturvölker, die wir jetzt noch finden, kulturell und sittlich gesunkene Wilde seien, deren Kulturzustand früher ein viel höherer gewesen sei. Es ist ja wohl zuzugeben, daß die jetzt noch lebenden farbigen Mexikaner und Peruaner in vielfacher Hinsicht verkommene Nachkommen von Völkern sind, die vor dem Eindringen der grausamen Spanier auf einer viel höheren Kulturstufe standen. Aber die eigentlichen Naturvölker und Wilden, die Feuerländer, die Weddas und Buschmänner, haben niemals auf einer höheren Stufe gestanden, sondern sind einfach, wie die durch v. d. Steinen geschilderten Urwaldbrasilianer, auf der Stufe stehen geblieben, die die andern Völker überschritten haben, um sich höher hinaufzuschwingen.

Lassen wir den Glauben an ein vergangenes goldenes Zeitalter mit seiner Sittenreinheit und Glückseligkeit denen, die gerne daran hängen! Ein besonderer Gewinn für die Menschheit ist ja nicht davon zu erhoffen. Die wissenschaftliche Anthropologie kann keinen Rückschritt von ursprünglicher absoluter Vollkommenheit zu immer niedrigeren Zuständen anerkennen. Die Anthropologen kennen weder ein goldenes, noch ein silbernes Zeitalter, sondern nur einen stufenweise erfolgten Fortschritt von der Steinzeit durch die Kupfer- und Bronzezeit hindurch in das Eisenzeitalter, das sich gerade jetzt zu immer schönerer Blüte entfaltet. Wenn je von einem goldenen Zeitalter die Rede sein darf, so kann es nicht in den nebelgrauen Fernen der Urzeit, sondern nur in der Zukunft liegen, wenn der Mensch, immer mehr frei von lästigen Fesseln und Herr unseres Erdballes, sich auch in ethischer Beziehung von den anhaftenden Schlacken mehr und mehr gereinigt und so einen viel höheren Grad von Glückseligkeit erreicht haben wird.

Den Hartherzigen.

Ihr sprecht bequem vom vollen Tisch
Der Not das Dasein ab, juhe!
Schön prangen Wein und Fleisch und Fisch
Bei euch, daß es euch wohl ergeh'.

Den Andern nur laßt ihr — zum Spaß —
für ihren Fleiß des Darbens Qual,
Sie brauchen nichts als Hundesraß
Und: Glauben an das Ideal!

W. Volkart.

Mühselige Hauswissenschaft.

Wärmekultur des Körpers im Winter.

Von Dr. Thraenhart.

Wir sind Sonnenfinder. Bei drückendem Nebel und trübem Winterwetter ergreift uns eine bedrückende trübe Stimmung; bei heiterem Wetter und lachendem Sonnenschein sind wir heiter und frohgemut. Die Sonne erwärmt uns Gemüt und Körper. Unsere lieben Alten, sowie alle Schwächlichen und Genesenden setzen sich flugs in den belebenden Sonnenschein, der ihren Organismus wohligher durchheizt und offenbar einen verbesserten Lebenstrieb erzeugt durch Erhöhung des gesamten Stoffwechsels. Instinktiv hat man dies seit den ältesten Zeiten gefühlt. Die jetzt wissenschaftlich begründeten Sonnenbäder sind Ausgrabungen aus dem grauen Altertum.

Aber gerade im kalten Winter versteckt sich die Sonne leider oft hinter Nebel und Schneegewölke. Da muß man die natürliche Wärmequelle ersetzen durch ergiebige künstliche. Sonst leidet der Körper not, er verkühlt sich und es entstehen mannigfache Leiden. Wärmemangel hat einen schlechteren Betrieb zur Folge, der Stoffwechsel stockt, das träge fließende Blut schwemmt nur ungenügend die schädlichen Abfallprodukte weg; es kommt zur Anhäufung derselben, wodurch eine krankhafte Disposition ge-